

SAMUEL SELVON

# EINE HELLERE SONNE

ROMAN

dtv



dtv



SAMUEL SELVON

# EINE HELLERE SONNE

Roman

Aus dem Englischen von  
Miriam Mandelkow

Mit einem Nachwort von  
Sigrid Löffler

dtv

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds  
für die großzügige Förderung ihrer Arbeit  
am vorliegenden Text.

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Deutsche Erstausgabe  
Die Originalausgabe erschien 1952 unter dem Titel  
»A Brighter Sun« bei Allan Wingate in London.  
© Samuel Selvon 1952  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2019 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Gesetzt aus der Kepler light 11,2/15,3  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28192-8

Für meine Mutter und meinen Vater





## ERSTES KAPITEL

Am Neujahrstag des Jahres 1939, während Trinidad mit Geld oder Hoffnung auf einen Geldgewinn in Port of Spain zu den Pferderennen in der Queen's Park Savannah gingen, landete eine Gruppe jüdischer Flüchtlinge, die der Verfolgung durch die Nazis in Europa entkommen waren, auf der Insel. Praktisch umgehend stiegen die Mieten für Wohnhäuser und Büroräume, und später wurde weiteren Flüchtlingen die Einreise verwehrt. Ein Bebauungsplan in Höhe von vierzehn Millionen Dollar wurde vom Kolonialminister genehmigt, bei Ausbruch des Krieges jedoch gleich wieder kassiert. Im April, als der Palisander blühte und die Kiskadees den Regen herbeisangen, wurden heimische Truppen mobilisiert. Im Mai kam ein deutsches Schulschiff mit 270-köpfiger Besatzung zu Besuch. Notstandsverordnungen wurden erlassen, Briefe und Telegramme zensiert, die Kirchen beteten für Frieden, und das angrenzende Küstenmeer wurde zum Sperrgebiet erklärt. Ein Mann radelte mit einer Flasche Rum auf dem Kopf durch die Straßen der Stadt. Ein nachweislich verrückter Inder spazierte zum Kai, warf einen Schlüssel ins Wasser und zog murmelnd von dannen. Ein großer, kräftiger Schwarzer namens Mussolini, hochmütig mit nur einem Bein, lief hinter einem kleinen Jungen her, der ihn hänselte, und fiel zur allgemeinen Belustigung laut fluchend auf die Nase. Im September fiel eine Menge Regen; es war Regenzeit. Normalerweise herrscht einen ganzen Monat lang Spätsommer – die Einheimischen nennen ihn *Petite Carême*, die beste Zeit für den Gemüse-

anbau. Der Krieg wurde erklärt, Maßnahmen für die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung wurden verschärft und Vorschriften für die Zeit des Krieges in Kraft gesetzt.

Im Jahr 1940 konzentrierte man sich ganz auf die Kriegsanstrengungen. Auf vielfältige Weise gesammeltes Geld wurde nach England geschickt. Sechs junge Männer vom Air Training Scheme schlossen sich der Royal Air Force an. Verhandlungen zwischen England und Amerika über Stützpunkte auf der Insel nahmen Gestalt an, als ein Major der Vereinigten Staaten mit dem Gouverneur konkrete Örtlichkeiten erwog. Vorkehrungen für Luftangriffe wurden getroffen. Französische Einwohner bekundeten ihre Unterstützung für General de Gaulle, und ein Mann namens Lafeet starb in einer Hütte in den Bergen, was drei Wochen lang unbemerkt blieb. Am Stadtrand wurde eine Mustersiedlung errichtet, um die Wohnungsknappheit aufzufangen. Im Zuge der »Grow-more-food«-Kampagne konnten Bauern Land pachten, Lehrergehälter wurden angehoben, Schulkindern zwei Busse zur Verfügung gestellt, die sie von entlegenen Orten zu ihren Fortbildungsstätten in Handwerk und Hauswirtschaft brachten. Der umfassendste Haushalt in der Geschichte der Kolonie wurde verabschiedet. Es gab sechsunddreißig Streiks. Das Zucker- und Bananengeschäft brach ein; Zucker erreichte den tiefsten Stand seit vier Jahren.

In Chaguanas, einem Zuckerrohrgebiet auf halber Höhe der Westküste, war das größte Ereignis, noch größer sogar als der Krieg, Tigers Hochzeit. Das gesamte Dorf kam zusammen, Schwarze wie Inder, denn wenn Inder heirateten, war das eine Riesengeschichte, es gab jede Menge Essen und Trinken und jede Menge Feierei.

Tiger ahnte nichts von der Hochzeit, bis sein Vater ihm davon erzählte. Er kannte das Mädchen nicht mal. Aber er

beugte sich dem Willen seiner Eltern. Da er erst sechzehn war, hatte er indischen Feierlichkeiten im Dorf noch nicht beige-wohnt. Über Hochzeiten allerdings wusste er ein bisschen – dass ein Inder früh verheiratet wurde und dass Freunde und Verwandte ihm nach der Zeremonie Geschenke brachten, bis er anfang zu essen; erst dann würden sie aufhören, ihre Gaben darzureichen.

Eine Woche lang kamen abends und morgens enge Verwandte zu ihm und ölten seinen Körper ein zur Vorbereitung auf das eheliche Dasein. Am Morgen seiner Hochzeit nahm er ein Bad. Sie zogen ihm sein Hochzeitsgewand an und setzten ihm eine Krone auf. Sein Vater sagte: »*Betah*, die Menschen hiermal, die sind nicht sehr reich, mal lieber nicht zu lange warten mit dem Essen.«

Hinter dem Haus der Braut wurde ein großes Zelt aus Bambus- und Kokoszweigen errichtet. Fünf Ziegen und sechs Schafe wurden geschlachtet, ein Luxus, den man sich nur bei einer solchen Gelegenheit leisten konnte.

Tiger betrachtete alles und jeden mit einem Kloß im Hals. Er hätte so gern genauer gewusst, was ihm bevorstand.

Nachdem man ihnen bei der Zeremonie ein weißes Tuch übergeworfen hatte, musste er der Braut ein rotes Pulver in den Scheitel reiben. Dabei hob er den Schleier an und sah ihr ins Gesicht. Sie war etwa in seinem Alter. Sie hatte traurige schwarze Augen, langes Haar und unentwickelte Brüste.

»Wie heißt du?«, fragte er kurzatmig.

»Urmilla«, flüsterte sie scheu.

Tiger dachte nicht daran, dass er für den Rest seines Lebens in dieses Gesicht würde blicken müssen. Die ganze Geschichte war arrangiert worden, er hatte damit gar nichts zu tun. Er fragte sich, ob sie kochen konnte, aber er fragte sich nicht, ob sie wusste, was Jungen und Mädchen machten,

wenn sie heirateten, denn das wusste er auch nicht. Ihn beschlich eine schmerzhaft Heiterkeit; schmerzhaft, weil sie beide so ahnungslos waren, heiter, weil Abwechslung in sein gleichförmiges Leben kam.

Sie schenkten ihm eine Kuh und eine Hütte in Barataria und zweihundert Dollar in bar, dazu weitere Kleinigkeiten. Er wusste nicht, wo Barataria lag. Er wusste nicht, was auf ihn zukam, auch nicht, ob er noch länger auf Geschenke warten sollte, bevor er das Fest einläutete. Aus einem plötzlichen Impuls – Angst vielleicht oder Unsicherheit – nahm er ein Teilchen *Meetai* und biss hinein. Damit hatte das Schenken ein Ende.

In einem unbeobachteten Moment zischte ihm sein Vater zu: »Du Idiot, du! Du hättest vielmal mehr kriegen können so, du hast zu schnell losgegessen, Dummkopf!«

Aber Tiger war das egal. Vage wie Morgennebel schwebte ihm die Frage vor, wie das Leben wohl werden würde.

Nach alter Tradition wohnte die Braut drei Tage bei ihm zu Hause, dann würden sie drei Tage bei ihrer Familie verbringen. Danach durften sie in ihr eigenes Haus ziehen.

Als Tiger Urmilla in die Hände seiner Mutter gegeben hatte, kamen die Jungen und Mädchen aus der Nachbarschaft und riefen ihm zu:

»Tiger! Du bist jetzt ehelich!«

»Ohe, Junge, du bist jetzt ein Mann!«

Ein paar Alte scheuchten sie fort, aber Tiger hätte sie gern um sich gehabt. Sie waren ihm vertraut, er konnte mit ihnen scherzen und plaudern. Doch er war jetzt ein Mann. Er musste lernen, ein Mann zu sein, und seine Freunde vergessen. Das waren ja schließlich noch Kinder!

In den kommenden drei Tagen war er völlig aufgewühlt. Er ging auf die Zuckerrohrfelder, auf denen er mit seinem

Vater und seinen Brüdern geschuftet hatte. Hier blies ein kräftiger Wind: Er hob gern den Kopf und roch das gebrannte Zuckerrohr. Wie hatte sein Leben bisher ausgesehen? Tagsüber Arbeit auf den Feldern, abends Spielen mit den anderen Kindern, zum Nachtessen *Roti* und *Aloo*. Manchmal hatten sie gesungen. Sein Vater besaß eine Trommel, und am Samstagabend kamen die Nachbarn, dann wurde getrunken und gesungen. Das war jetzt alles vorbei. Eine gewaltige Verantwortung lastete auf seinen Schultern. Er versuchte, nicht darüber nachzudenken.

Am dritten Tag herrschte wilder Tumult in seinem Kopf. Mit Ramlal, einem alten Inder, der ihn oft getröstet hatte, wenn sein Vater oder seine Mutter ihn geschlagen hatten, saß er im Hof unter einem Mangobaum.

»Was muss ich denn machen?«, fragte er Ramlal, und Ramlal lachte.

»Was meinst du hiermal, Junge?«

»Ich meine – ich weiß nicht, was ich machen muss zusammen mit dem Mädchen.«

»Was, Junge! Du hast noch niemals deine *Bap* und *Mai* gesehen, wenn sie schlafen so in der Nacht?«

»Doch, schon, aber ...«

»Na, genau so. Genau das machst du. Du hast ein Haus in Barataria, Haus, Land und Kuh – und da lebst du dann so. Du kriegst viele Söhne – Töchter nicht, Töchter sind nicht gut, die bringen nur Ärger. Da lebst du dann mal, baust Gemüse und lebst gut.«

Mit diesen knappen Worten fasste Ramlal die Situation für Tiger zusammen. Aber Tiger spürte keine sexuelle Erregung bei dem Gedanken, mit Urmilla allein zu sein. Auch nicht, als er ihr unter dem *Purdah* – dem weißen Laken – ins Gesicht geblickt hatte, denn für ihn war das Ganze ein einzi-

ger rasender Strudel gewesen, in dem man ihm gesagt hatte, er solle dies tun und das tun, und er hatte gehorcht.

In den letzten drei Tagen bei Urmillas Eltern war er froh, dass das Unbekannte aufgeschoben war und die paar Tage sich hinzogen, bevor der wogende Fluss über seine Ufer trat und ihm den Boden unter den unreifen Füßen wegzog.

Das Dorf Barataria liegt rund vier Meilen östlich der Hauptstadt Port of Spain. Bis Kriegsausbruch war es größtenteils unterhalb der Eastern Main Road angesiedelt, dann kamen immer mehr Soldaten und Arbeitssuchende aus der überfüllten Stadt, um Quartier zu finden. Hausbesitzer aus der Stadt stellten ein paar Billigmöbel in ihre Zimmer und verlangten Wuchermieten für »möblierte« Apartments. Ganz Ausgekochte priesen sich als Makler an, die gegen ein geringes Entgelt Häuser besorgen konnten. Hatte man sich einmal darauf eingelassen, zahlte man von Zeit zu Zeit eine geringe Summe, und wenn man endlich das Haus zu Gesicht bekam, gefiel es einem entweder nicht, oder man musste eine ganze Jahresmiete im Voraus berappen. Ein Schwarzer aus British Guyana war damit so erfolgreich, dass er ein Büro eröffnete und großflächig Werbung machte. Nach drei Monaten beschäftigte er drei Mitarbeiter und erweiterte sein Geschäft auf Allerlei aus zweiter Hand. Sechs Monate später besaß er ein Auto; als die Regierung beschloss, ein Mietgericht einzuführen, hatte er bereits zwei Häuser gebaut und tausend Dollar auf der Bank.

Der Großgrundbesitzer, dem Barataria gehörte, verpachtete Land an geschäftstüchtige Hausbauer. Binnen kurzer Zeit wurden Bungalows hochgezogen, die noch vor ihrer Fertigstellung gekauft oder gemietet wurden. Straßen wurden gebaut, die knapp oberhalb der Hauptstraße begannen und

etwa eine halbe Meile durchs Dorf führten. Die Eisenbahn, die andere Bezirke mit der Hauptstadt verband, fuhr etwa hundert Meter südlich parallel zur Hauptstraße. Einige Straßen kreuzten die Schienen. Zehn gab es insgesamt in nord-südlicher Richtung und dreizehn, die von Ost nach West führten. Die Horizontalen hießen Avenue und waren von eins bis zehn durchnummeriert, die Vertikalen hießen Street und waren von eins bis dreizehn nummeriert. Alle Straßen waren grob gehauen, voller Felsbrocken und Steine. Wenn ein Taxifahrer gebeten wurde, von der Hauptstraße ins Dorf abzubiegen, sagte er: »Wer, ich? Mein Auto auf dem Fels und Schotter? No, Sir, ohne mich!« In der Regenzeit verwandelten Pfützen und Schlamm das Dorf in einen Sumpf wie den Laventille Swamp im Westen. Die Abflussgräben waren nie ganz trocken, weil das Land flach war und das Wasser nur schwer abfloss. Mücken vermehrten sich zu Tausenden, und Frösche quakten die Nächte durch. Gemüsebauern, die schon vor der Häuserjagd in Barataria gewohnt hatten, blieben in den Gassen an der zwölften und dreizehnten Straße in ihren reetgedeckten Hütten wohnen. Die meisten von ihnen waren Inder. Die Betonbungalows entlang der Gleise und der Hauptstraße gingen an Mittelschichtfamilien diverser Nationalitäten.

Der Erste, der einen Laden eröffnete, war ein Chineser. Der Laden lag an der Sixth Street Ecke Sixth Avenue, einer der belebtesten Ecken des Dorfes. Ein Weiterer machte eine Wäscherei auf. An der Hauptstraße Ecke Sixth Avenue, geschäftsgünstig, weil dort die Pendlerzüge hielten, ließen sich Lebensmittelläden, Salons, Süßwarenläden, Herrenfriseure und Firmen nieder. Eine Inderin stellte einen Kohlengrill auf den Gehweg und machte *Roti*, das sie zu zwölf Cent das Stück mit Currykartoffeln verkaufte. Für einen Shilling mit Rind oder Hammel. Ein Eishersteller postierte einen Eiskasten und

eine Waage und verkaufte Eis für einen Penny das Pfund und Snowball – geraspелtes Eis mit Sirup und Kondensmilch – für vier bis sechs Cent. Wenn man nur einen Penny hatte, konnte man einen *Press* bekommen: Das geraspелte Eis wurde in eine kleine Aluminiumtasse gerammt, herausgenommen und in Sirup getaucht.

Auf der Hauptstraße herrschte Tag und Nacht dichter Verkehr. Wer in der Stadt arbeitete, konnte an der Haltestelle auf den Zug warten oder auf der Hauptstraße einen Bus oder ein Taxi nehmen und war in zehn, fünfzehn Minuten bei der Arbeit. Die breite Hauptstraße war asphaltiert und von Gehwegen gesäumt. Zwischen der siebten und achten Avenue führte eine Betonbrücke mit Eisengeländer über einen kleinen Fluss. In der Regenzeit floss der Fluss fünfzig Meter von der Hauptstraße auf Höhe der Tenth Avenue unter einer weiteren Brücke hindurch und mündete in einem Sumpfgebiet. Die Dorfbewohner nannten die Brücke an der Hauptstraße Jumbie Bridge, nach den bösen Geistern, an die sie glaubten. Sie sagten, jedes Jahr ereigne sich hier ein Unfall.

Das Dorf war fast so kosmopolitisch wie die Stadt. Inder und Schwarze waren in der Mehrheit. In den Gassen wohnten die Inder in aller Bescheidenheit, hielten sich an ihre Bräuche, bestellten ihre Felder und verkauften ihre Erträge in der Sixth Avenue oder auf dem Markt in San Juan, einer benachbarten Stadt im Osten. Die Erde war schwarz und fruchtbar; sie zogen Gemüse im Hof, hielten sich Hühner und vielleicht ein wenig Vieh oder einen Esel. Die Schwarzen waren keine Bauern, die meisten verrichteten Gelegenheitsarbeiten im Dorf oder in der Stadt. Allerdings waren keine Kenntnisse vonnöten, um ein Loch zu graben und Tomatensamen hineinzuwurfen; das Land war so fruchtbar, dass praktisch alle Dorfbewohner Paprika, Bananen oder grüne Bohnen zogen.



Die Regierung errichtete in der Sixth Avenue eine Schule; viele Kinder büxten aus, um im Sumpf Krebse oder Panzerwelse zu fangen, statt zu lernen. Gegenüber der Schule erstreckte sich eine weite Savanne, auf der Vieh und Esel grasen und Kinder spielten. Fast alles eignete sich als Ball oder Cricketschläger. Ein zurechtgeschnittener Kokoszweig gab einen hervorragenden Schläger ab, Obstkerne, leere Blechdosen und sogar Steine sorgten für einen unerschöpflichen Ballvorrat.

Die Menschen strömten also aus der überfüllten Stadt, und obwohl sie über die Mücken murrten und über die Steine auf den Straßen, an denen sie sich die Zehen stießen, folgten ihnen weitere Menschen und bevölkerten ein Gebiet, das nicht mal eine Meile lang und eine halbe Meile breit war.

Tiger und Urmilla kamen abends in Barataria an. Eine Kuh muhte auf dem Feld, Jazz aus einem Radio tönte empfindlich in der Stille. Über der Ebene, die an das Sumpfgebiet grenzte, ging die Sonne glanzvoll in einem Meer aus Rot, Safrangelb und tiefem Purpur unter, und die Kokospalmen hinter dem Acker, den Tiger später pachten würde, warfen letzte lange Schatten.

Tiger machte Feuer mit frischen Blättern, um die Mücken zu verscheuchen, dann molk er die Kuh unter dem Roséman-gobaum. Urmilla beobachtete ihn durchs Küchenfenster. Seit Chaguanas hatten sie kaum ein Wort gewechselt. Wie zwei Fremde hatten sie die Hütte betreten und angefangen, ihre Sachen einzuräumen.

In der Hütte waren zwei Stühle, ein kleiner Tisch und ein paar Kochutensilien. Sie bestand aus einem Raum. Boden und Wände waren aus glattem Lehm, das Dach war mit Palmwedeln gedeckt. Die separate Küche befand sich hinter der Hütte, im Grunde war sie die Hütte in Kleinformat mit einer

in den Boden gegrabenen Feuerstelle aus Ton. Außerdem war sie marode und neigte sich zu einer Seite.

Urmilla wollte den *Masala*-Stein anheben, mit dem sie Curry mahlen würde, aber er war zu schwer. Scheu wandte sie sich an ihren Mann und bat ihn, den Stein für sie hochzuheben. Es war das erste Mal, dass sie ihn direkt ansprach. Sie fegte den Boden mit einem Besen aus Palmwedeln, legte Holz auf die Feuerstelle und holte Wasser von der Wasserstelle an der Straßenecke.

Später aßen sie schweigend *Roti* und *Bigan*. Tiger kaute langsam, bedächtig. Zumindest kann sie kochen, dachte er.

Nach der Mahlzeit setzte er sich auf den Boden, die Beine untergeschlagen. »Hol mir meine Zigaretten.«

Urmilla gehorchte umgehend.

Tiger hatte noch nie geraucht. Er hatte nur seinem Vater und den anderen dabei zugesehen, aber er hatte beschlossen, vor seiner Frau nicht wie ein kleiner Junge dazustehen. Männer rauchten: Er würde rauchen. Er würde Rum trinken, fluchen, schimpfen und ihr die Hölle heiß machen, wenn sie nicht gehorchte. Hatte er das nicht bei seinem Vater gesehen? Und wusste der nicht auch, was zu tun war, wenn sie sich später ins Bett legten? Er weigerte sich, allzu viel über später nachzudenken. Die Unwissenheit wickelte ihn ein, bis er kaum mehr Luft bekam. Er hatte Angst.

Urmilla reichte ihm Zigaretten und Streichhölzer. Tiger zog eine aus der Packung, klopfte das Ende auf die Streichholzschachtel, steckte sie in den Mund, zündete sie unbeholfen an und inhalierte.

Urmilla schaute die ganze Zeit gebannt zu. Und als Tiger hustete, bis ihm Tränen in die Augen traten, wusste sie Bescheid. Normalerweise hätte sie nicht zu lachen gewagt, doch

die Anspannung schnürte sich so straff um ihre Brust, dass sie dachte, Lachen könnte die Stricke sprengen.

Tiger schoss durch den Kopf, dass es sich hier um eine Unverschämtheit handelte und dass er Urmilla Respekt einprügeln sollte, wenn sie ihn auslachte. Dann breitete sich das Komische der Situation aus wie Ringe in einem Teich und schob andere Gedanken beiseite. Als Tiger auflachte, wich der Druck von ihm. Und beide lachten, bis sie sich nicht mehr so sehr voreinander fürchteten. Die Zigaretten waren nur der Auftakt; das restliche Lachen war dazu da, die Unsicherheit zu übertönen, das Wissen, dass sie bald etwas tun würden, das sie noch nie getan hatten. Und nach dem Lachen erregte sie der Gedanke zum ersten Mal.

Urmilla entfernte sich unsicher; Tiger drückte die Zigarette auf dem Boden aus.

In der Nacht schliefen sie getrennt, auf Zuckersäcken am Boden. Tiger schlich durchs Zimmer und verzog sich in die Ecke, fürchtete sich vor seinen Gedanken und hoffte inbrünstig, dass er bald einschlief. Urmilla weinte leise in die Säcke, die sie zu einem Kissen gefaltet hatte.

Als Tiger am Morgen aufstand, hatte Urmilla bereits die Kuh gemolken und knetete Teig. »Guten Morgen«, sagte sie scheu, ohne aufzublicken. Tiger lächelte wortlos. Er ging in den Hof und schnitt sich aus der Hibiskushecke eine Zahnbürste, zerkaute das Ende des Stängels und putzte sich dann mit den Fransen die Zähne. Mit einer Kalebasse schöpfte er Wasser aus dem Fass neben der Küche und goss es sich ins Gesicht. Die Sonne stand schon halb am Himmel.

Er beschloss, jetzt lieber gleich offen mit seiner Frau zu reden, damit sie ihm seine Zweifel und seine Angst vor der Zukunft nicht anmerkte.

»Jetzt so, Urmilla, bei dir zu Hause, was hast du da gemacht?«, fragte er, als sie sich zum Frühstück auf den Boden setzten.

Wörter platzten aus dem Mädchen heraus wie Wasser aus einem geborstenen Damm. »Ach, Tiger, ewig viel, das Haus putzen, kochen, raus mit dem Vieh, dass es grasen kann ...«

»Ja, Mädchen, ich auch. Es gab immer viel zu tun im Vaterhaus, jeden Tag raus auf die Felder und arbeiten, arbeiten. Und abends spielen. Da kommen dann alle Jungs und Mädchen zusammen, und wir spielen unterm Mangobaum. Das wär schön jetzt zu Hause!«

»Aber Tiger, wir sind jetzt ehelich! Wir können nicht zurück zu Vater und Mutter. Wir müssen hiermal leben, bei uns.«

Tiger trank Tee aus einem großen Emaillebecher. »Ja, weiß ich. Glaub nicht, ich weiß das nicht. Du darfst nicht vergessen, erstens, ich bin der Mann hier im Haus, und du musst mir gehorchen.«

»Ja, Tiger«, sagte Urmilla rasch.

»Und zweitens, wir brauchen Land, damit wir pflanzen können und verkaufen. In San Juan ist das Maklerbüro, wo ich jetzt hinfahre zum Unterschreiben. Ich weiß nicht genau den Ort, aber ich kann ja fragen.«

An der Hauptstraße stieg er in einen Bus, da stand die Sonne schon hoch am Himmel, und es wehte ein stetiger warmer Wind. Das Büro zu finden, war einfach, es war bekannt in San Juan. Tiger unterschrieb, mit einem großen »X« anstelle seines Namens, einen Vertrag über zwei Äcker. Die Transaktion machte ihn nervös; er wünschte, sein Vater oder einer seiner Onkel wären bei ihm. Aber für diesen Gedanken schämte er sich. Er war verheiratet, und er war jetzt ein erwachsener Mann, da konnte er doch wohl lernen, ohne fremde Hilfe auszukommen.